

Spiegel kaputt

Little Screams
drittes Album
»Speed Queen«

Auf ihrem dritten Album »Speed Queen« setzt sich Singer-/Songwriterin Laurel Sprenghelmeyer alias Little Scream mit dem Komplex Herkunft/Klasse und Armut in den USA und ihrer Wahlheimat Montreal auseinander – in deutlichen Worten, die sich bereits während Little Screams letzter Tournee durch Nordamerika formten. 2016 war das, im Jahr Trump also.

Angesichts des gesellschaftlichen Verfalls überall in den Staaten wurde ihr der eigene privilegierte Status als Neukanadierin im engsten Kreis der Arcade-Fire-Connection bewusst – vor dem Hintergrund ihrer nur wenig privilegierten Jugend in Iowa. In »Privileged Child« singt sie davon, dass arm zu sein kein frei gewählter Lifestyle ist und das Kokettieren reicher Kids mit angeblicher Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse vielleicht doch ein bisschen uncool: »Poverty's a feeling money just can't buy«, oder im Opener »Dear Leader«, an sogenannte Migrationskritiker gerichtet: »When the waters rise, it's gonna be you, Miami / (...) you will ask your God, but he'll be busy getting risen, and the rich will be too busy buying stock in private prisons / that's where they'll send you for talking about socialism.« Unmissverständliche Zeilen, die wie bei ihrem gefeierten Vorgängeralbum in frappierend schöne Musik gekleidet sind.

Waren auf »Cult Following« prominente Gastmusikerinnen und -musiker wie Sharon Van Etten, Sufjan Stevens und Kyp Malone zu hören, kümmert sich Sprenghelmeyer auf »Speed Queen« weitgehend allein um die üppige, dabei immer durchlässige, detailversessene Orchestrierung: hier ein Saxofon, dort Disco-Streicher; wie nebenbei streifen die Songs verschiedene Stile von Sixties-Folkpop über Funk bis Westcoast-Yacht-Rock und sind niemals nur Pastiche, die Arrangements kein Dekor, sondern Notwendigkeit. »Disco Ball« oder »No More Saturday Night« zum Beispiel sind perfekt komponierte, euphorisierende Dance-Tracks im Viervierteltakt mit allem Drum und Dran – und textlich so bitter, dass man weinen möchte. Aber auch im tiefsten Kummer steckt Hoffnung; aus dem Spiegel, den du vor Verzweiflung kaputtgeschlagen hast, kannst du dir immer noch eine Discokugel zusammenkleben.

Auch im echten Leben gibt Little Scream die Hoffnung auf eine bessere Welt (trotz Trump) nicht auf: Sie wirbt für die 1.000-Cities-Kampagne, die die weltweite CO₂-Emission reduzieren will. Nicht nur deshalb: Beim Titelsong besonders aufmerksam zuhören.

Christina Mohr

■ Little Scream: »Speed Queen« (Merge)

■ Da ist das Ding

Der österreichische Schriftsteller Peter Handke ist im Stockholmer Konzerthaus mit dem diesjährigen Literaturnobelpreis ausgezeichnet worden. Neben ihm nahmen am Dienstag auch die polnische Autorin Olga Tokarczuk, Preisträgerin für das Jahr 2018, sowie zwölf Wissenschaftler in den Kategorien Medizin, Physik, Chemie und Wirtschaft ihre Nobelmedaillen und -diplome entgegen.

Von der anhaltenden weltweiten Kampagne gegen Handke wegen dessen Schriften zu den Balkankriegen war während der Zeremonie wenig zu spüren. Als Schwedens König Carl XVI. Gustaf die Auszeichnung überreichte, gab es aus dem Publikum den üblichen Applaus. Kroatien, Albanien, das Kosovo und die Türkei hatten allerdings aus Protest auf die Anwesenheit ihrer Botschafter verzichtet. Vor dem Konzerthaus demonstrierten etwa 200 Personen gegen Handke. Die Akademie hatte ihre Entscheidung für den Schriftsteller im Vorfeld vehement verteidigt, sich dabei allerdings auf eine recht einfache Position zurückgezogen: Man müsse zwischen der Person und ihrem Werk unterscheiden. Handkes literarischer Rang ist international unumstritten.

Seit der Bekanntgabe der Preisvergabe an Handke ist ein seit 20 Jah-



TT NEWS AGENCY/ONAS EIKSTROMER VIA REUTERS

ren anhaltender Streit wieder aufgeflammt. Der Österreicher hatte ab 1996 in literarischen Reportagen, Essays und anderen Schriften immer wieder die Berichterstattung westlicher Medien über die Jugoslawienkriege ge-

beitelt und sich mit Serbien solidarisiert. Er war einer der prominentesten Intellektuellen, die 1999 den NATO-Angriffskrieg gegen das Land verurteilten. Deshalb wird ihm vor allem in westlichen Staaten und muslimisch gepräg-

ten Ländern vorgeworfen, Massaker an muslimischen Bosniern relativiert oder gar geleugnet zu haben – was sich in Handkes Schriften nicht nachweisen lässt.

(dpa/iW)

Die übersprungene Generation

Grit Lemkes Dokumentation »Gundermann Revier« über den Baggerführer und Liedermacher kommt heute ins Kino. **Von Gerd Schumann**

Das Revier hat uns beide ausgespuckt. Du hast es einmal umgegraben. Wir wollten was bewegen«, so fasst die Autorin und Regisseurin Grit Lemke gleich zu Beginn kurz und poetisch zusammen, wovon sie erzählen wird. Sie stammt von dort aus dem Braunkohlerevier, aus dieser Ecke der Lausitz, die ihr Film zeigt und in der auch Gerhard Gundermann wuchs und wurd'. Lemke kannte den Liedermacher und Baggerfahrer – oder umgekehrt, eines bedingt das andere, heißt es –, war mit ihm befreundet. »Das war einer der Menschen, die mich wahrscheinlich mit am meisten beeinflusst haben. Und mir war es eben wichtig: Es ist irgendwie auch die Geschichte meiner Generation«, verrät sie im Gespräch mit dem Journalisten Knut Elstermann vor der Uraufführung beim Leipziger Dokfilmfestival Ende Oktober.

»Gundermann Revier«, so der Filmtitel, ohne Bindestrich oder Genetiv-S, zwei Bestandteile, die einander bedingen: der Mensch, das Umfeld, das er und das ihn prägt, wechselseitige Formung von Natur und Gesellschaft. »Sozialismus ist das Gegenteil von Egoismus, und das wollten wir hier auch machen«, sagt der ehrgeizige »Gundi«, der immer an seine Grenzen geht und von anderen verlangt, was er von sich selbst fordert. Ein Rundum-Herausforderer. »... und wir hatten 'ne Menge vor.« Weil die »übersprungene Generation« nichts davon verwirklichen konnte, sieht es heute so aus, wie es aussieht: Egoismus, Kälte, Gier, Hunger, Krieg; eine Gesellschaft, die ökonomisch, ökologisch – moralisch und sozial sowieso – am Abgrund steht. Es sah schon mal besser aus.

Gundermann, 1955 geboren, 1998 verstorben, war gut zwanzig, Abiturient, gefeuerter NVA-Offiziersanwärter – welcher Wortmonstrum! –, als er zu seinem Weg als schöpferischer Mensch aufbrach, im Lausitzer Tagebau und in

der »Brigade Feuerstein«, einem schnell wachsenden Kollektiv, das mittels Musiktheater einen Hauch dessen schuf, was hätte werden können aus dem Land. Das Lachen, das Nachdenken, das zum phantastischen Lachdenken der Kinder wurde, für die und für das die Brigade spielte. Und auch für die »Männer, Frauen und Maschinen«, magisches Dreieck, das in seinen Gegensätzen deswegen wirkt, weil diese nicht antagonistisch sind, sondern sich in Widersprüchen vorwärts bewegen. Und durch Widerspruch. Sagt ein Kollege über Gundermann: Er hatte den »Vor- und Nachteil«, was er denkt, auch zu sagen. Und das kam manchmal hart rüber.

iW Stellenangebote
jungewelt.de/jobs

»Vater, du hast mir nicht alle Wahrheit gesagt / dass ich nicht erschreck' / Vater, doch was soll ich machen wenn ich sie nach deinem Tod erst entdeck'« (»An Vater«). Auf den Chansontagen in Frankfurt/Oder wird »Männer, Frauen und Maschinen« 1987 prämiert und im Jahr drauf auf Schallplatte gepresst. Es dringt selbst in diesen Zeiten der schon spürbaren Agonie, die das System erfasst hat, in die Köpfe des »Wir« und wirkt energetisch.

»Wir sind nie an die Hebel gekommen, die man die Macht nennt«, sagt Gerhard Gundermann, der nicht aufgibt, obwohl er aus der Partei geflogen ist, obwohl er aus eigener Erfahrung weiß, dass der Hase bei der Staatssicherheit seltsame Haken schlägt, und seine informelle Mitarbeit aufgibt – »sieben Jahre habe ich kooperiert, sieben Jahre wurde ich operiert« – und in dem Moment, »wo wir uns rangearbeitet haben und das realisieren wollten, was wir eigentlich ma-

chen wollten, also zum Beispiel sagen wir mal Sozialismus, in dem Moment waren die Hebel fort, an denen man das hätte realisieren können«.

»Gundermann Revier« vermittelt – anders übrigens als Andreas Dresens Spielfilm, dessen Stasikulisie einen differenzierten Blick auf die Gesellschaft weitgehend verstellt und Klischees bedient – einen Eindruck davon, was hätte sein können, und auch, warum es nicht so kam und es – zumindest was das Projekt DDR betrifft – »Utopie« blieb. Der Film zeigt, was in dem Stoff steckt. Indem er Zeitzeugen zu Wort kommen lässt, die sagen, wie es war und wie sie es sehen, formen sich Bilder vom Künstler und dessen gesellschaftlichen Sein.

Zuvorderst Ehefrau und Gefährtin Conny trägt mit ihrer offenen Klarheit ausdrucksvoll dazu bei, aber auch viele andere aus Brigade und Seilschaft, Uwe Hassbecker und Rüdiger »Ritchie« Barton von »Silly«, die über ihre Kooperation mit »Gundi« sowie die zwischen ihm und Tamara Danz berichten, etwa darüber, wie die CD »Februar« entstand. Und die sich äußern zu Gundis Verfasstheit als IM, der sich als »Kundschafter«, eine Art »Pawel Kortschagin« verstand, was »naiv« (Barton) erschienen sei. Manches wird so verständlicher. Kein Tribunal wie in einer gezeigten Talkshow, sondern Reflexion. Am Pranger standen viel zu viele, und Pranger haben mit Mittelalter, aber nicht mit Zukunft zu tun. Gundermanns ehemalige Lehrerin merkt dazu an: »Gerhard wollte die Welt verbessern, wenn er zur Stasi ging. Es ist ihm nicht gelungen.«

Conny und Gerhard Gundermann wussten um die Dimension dessen, was folgen würde, als im Oktober 1990 mitternachts zum letzten Mal »Auferstanden aus Ruinen« im Radio gespielt wurde. Auf dem Rückweg von einem Auftritt des Liedermachers in Freiberg hielten sie das Auto an, fassten sich »an

die Hände, und haben geheult, wirklich dermaßen geheult, weil wir geahnt haben, dass das, was jetzt auf uns zukommt, nicht mehr mit uns zu tun hat«. Nichts mehr mit uns, nichts mehr mit dem, was vielen vorgeschwebt hatte in der DDR, ihrem Revier.

Die Regisseurin zitiert auch aus Richard Engels zwei Dokumentarfilmen »Gundi Gundermann« (1982) und »Ende der Eisenzeit« (1999), komponiert aus Bildern und dem gesungenen wie gesprochenen Wort ein berührendes Gesamtwerk, aufgeführt in vier Akten, mindestens, schlüssig strukturiert. Biographie und Zeitläufte treffen sich. Der Film hätte auch heißen können: Die Persönlichkeitswerdung des Gerhard Gundermann und der Anteil der Umgebung daran.

Lemkes durchaus sympathisierender, jedenfalls an keiner Stelle denunzierender Blick führt weit und tief zugleich. Bei dem, was zwar Geschichte genannt, aber doch von Menschen gemacht wird, handelt es sich um eine Materie, die ohne Vorverurteilungen auskommen muss. Sie lebt von Wahrheit, die für die Zukunft der sozialistischen Idee immer wichtiger wird. Lemke zeigt bedrückende Bilder aus Hoyerswerda heute (Kamera: Uwe Mann). Die deuten auf Niedergang – statt wie vor fünfzig Jahren auf Aufbruch.

Ja, der Schnee sei wieder weiß geworden, aber es schneit nicht mehr, heißt es gegen Filmende und dass die »Ossi-Reservation zum Freizeitpark« werde. Doch indem sich Lemke an ihre Gegend und Gundermann erinnert, regt sie dazu an, die üblichen Denkschablonen zu ignorieren. Das ist nicht zu unterschätzen heutzutage, und deswegen wird ihr Film auch keine sechs Deutschen Filmpreise erhalten.

■ »Gundermann Revier«, Regie: Grit Lemke, BRD 2019, 98 min, Kinostart: heute